

## Vorwort

Originaldokument  
© Verlag C.H. Beck

Eigentlich genügen die Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts, um die Rede von Eliten ein für allemal einzustellen und das Wort auf den Abfallhaufen der Geschichte zu verbannen: Die Berufsrevolutionäre in Lenins proletarischer Revolution, die machiavellistischen Machtmenschen in Mussolinis Imperialismus, die die Massen für den Größenwahn ihres Duce zu begeistern wußten, die Elite der Führer im Nationalsozialismus mit ihrem Rassenwahn und der Auslöschung des jüdischen Lebens in Deutschland, die sozialistischen SED-Kader mit ihrem antikapitalistischen und antifaschistischen Affekt, die ein ganzes Volk planmäßig entmündigten, sind nicht dazu angetan, das Vertrauen in Eliten zu fördern. In Deutschland haben die Fehlleistungen dieser Führungspersönlichkeiten zu einer nachhaltigen Tabuisierung der Vorstellung von Eliten geführt und die Scham über die eigene Herkunft und Geschichte als immer wieder aufbrechende Wunde hinterlassen. Daran hat auch die Rekrutierung von Eliten in den Krisenzeiten der deutschen Nachkriegsgeschichte, die sich neuerdings in der hastigen Kür der Elitehochschulen fortsetzt, wenig geändert. Was soll ein *Lob der Elite* in einer Gesellschaft, die ihre Tabuisierung der Eliten aufgegeben hat, in der es inzwischen sogar zum guten Ton gehört, wieder von Eliten zu sprechen? Als der Philosoph Max Scheler Anfang der zwanziger Jahre über die geistige Situation der Weimarer Zeit schrieb, es sei eine beispiellose Sehnsucht nach Führerschaft überall lebendig – so groß und mächtig, daß sie auch die verkehrtesten, windigsten und grotesksten Ausdrucksformen nicht verschmähe –, hat er die Chancen und die gefährlichen Verwechslungen von beruflichen und gesellschaftlichen Positionen mit Eliten ebenso vorausgesehen wie die Gleichsetzung von Elite mit Prominenz oder Bekanntheit.

Jede Gesellschaft hat ihre Eliten, ob sie will oder nicht – das galt

auch schon für die Antike. Das vergleichsweise geringe Alter des Begriffs darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um ein geradezu archaisches Phänomen handelt. Geändert haben sich nur die Kriterien für die Elitenzugehörigkeit.

Es ist kein Zufall, daß die Rede von der Elite im vierzehnten Jahrhundert auf Frankreichs Marktplätzen entstand und spätestens im achtzehnten Jahrhundert auch auf eine auserwählte, hervorgehobene Gruppe von Menschen übertragen wurde. Auf dem Marktplatz geht der Kunde von Stand zu Stand, jeder hat Zutritt, ganz unabhängig von Position oder Funktion, die Preise sind Verhandlungssache. Diese prinzipielle Offenheit und Zugänglichkeit von Eliten ist in demokratischen Systemen zu ihrem wichtigsten Kriterium geworden. Wie die mit dem Gütesiegel ausgezeichnete Ware müssen sich aber auch die gesellschaftlichen Eliten durch bestimmte Leistungen legitimieren.

Da eine hervorragende Bildung im Sinne einer Persönlichkeitsbildung über lange Zeit den Zugang zu den Eliten öffnete, blickt dieser Essay auf die römischen und griechischen Bildungseliten zurück, die bei Platon in Gestalt der Philosophen die Herrschaft im Staat übernehmen sollen.

Seit der Spätantike war Latein die Lingua franca der europäischen Eliten, sie wurde von Syrakus bis Oxford von allen Gebildeten gesprochen, so daß Gelehrte innerhalb Europas von Universität zu Universität und von Kloster zu Kloster ziehen konnten. Die Verbindung des humanistischen Bildungsideals mit christlichen Vorstellungen von Menschwerdung in der Reformationszeit haben deutsche Bildungsvorstellungen grundlegend geprägt. Wie sich solche konfessionelle Zugehörigkeiten nicht nur über den Bildungsbegriff, sondern auch über die Vorstellung von Eliten unterscheiden, zeigt sich im Vergleich der humanistisch-reformatorischen Tradition mit dem jesuitischen Erziehungs- und Bildungsideal Frankreichs, aus dem das System der Elitehochschulen (*Grandes Écoles*) hervorgegangen ist. Im Unterschied zu den deutschen Eliten in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen handelt es sich bei den französischen Eliten um eine homogene Schicht, die ihre

Selbstreproduktion über Jahrhunderte mit Nationalstolz und republikanischem Ethos aufrechterhalten hat. Mit Gleichheitsideologien hatte und hat die französische Schul- und Hochschulpolitik weniger zu kämpfen als die deutsche, wo Chancengerechtigkeit immer wieder mit Entwertung individueller Leistung und Nivellierung einherging.

Die Utopie von der Chancengleichheit sowie die Auffassung, daß vor Gott beziehungsweise vor dem Gesetz alle gleich seien, ließ die Skepsis gegenüber Eliten in demokratischen Systemen wachsen. Doch sind gerade Demokratien auf ihre unterschiedlichen, prinzipiell offenen Eliten angewiesen. Diese müssen sich den Vereinnahmungen einer zuweilen autoritätssüchtigen, verehrungswilligen Öffentlichkeit widersetzen. Denn die Vereinnahmung brächte sie um ihre Daseinsberechtigung. Sie dürfen sich nicht als exzentrische Sonderklasse über sich selbst erheben, brauchen aber ein hohes Maß an Unabhängigkeit, um sich in Entscheidung und Haltung nicht korrumpieren zu lassen. Sie müßten sich in politisch ruhigen Zeiten durch Klugheit auszeichnen, durch schnelle Auffassungsgabe, Weitsicht, Entscheidungskraft sowie Verantwortungs- und Pflichtbewußtsein. In der Ausnahmesituation sollten die Eliten eine kritische Situation in ihren negativen und positiven Folgen vor sich sehen und dann beherzt eingreifen können. Eliten erweisen sich gerade darin als authentisch, daß sie den Ausnahmestand sehr schnell begreifen, handelnd eingreifen und dadurch auch für eine begrenzte Zeit von ihrer Macht Gebrauch machen, aber keine dauerhaften Herrschaftsansprüche daraus ableiten. Denn die Zivilgesellschaft braucht selbstbewußte Bürger, aber keine selbstherrlichen Eliten.